werden Bezüge zu wissenschaftstheoretischen Überlegungen einerseits aus der Systemtheorie, andererseits aus den Literaturwissenschaften im Hinblick auf ihren Beitrag zur Theoriebildung in der qualitativen Forschung diskutiert.

Hermeneutische Ansätze bilden neben Phänomenologie und Symbolischem Interaktionismus die dritte große Traditionslinie qualitativer Forschung *(→ 3.5)*. Qualitative Daten wie Protokolle, Memos, Interviewtranskripte, Fotografien oder Filme sprechen nicht für sich; in der qualitativen Forschung werden sie als Texte aufgefasst, die gelesen und das heißt gedeutet und mit vorliegenden Forschungsergebnissen verknüpft werden müssen. In den verschiedenen hermeneutischen Ansätzen liegt eine umfangreiche Tradition zur theoriegeleiteten Methodisierung dieser Interpretationsbemühungen vor.

Gegenstandsspezifische Forschungsprogramme und Theorieperspektiven

Qualitative Biographieforschung *(→ 3.6)* und qualitative Generationsforschung *(→ 3.7)* stehen in einem engen Bezug: Wie verschränken sich individuelle Deutungen und das heißt immer auch Re- und Neukonstruktionen der eigenen Biographie mit historischen Konstellationen und Ereignissen, die Mitglieder einer Generation sowohl gestaltet als auch erlitten haben? Wie entstehen aus diesen Konstellationen neue Figurationen und Lebensstile? Gerade auch im Kontext einer Alltagsgeschichte der modernen Welt eröffnen qualitative Theorieperspektiven hier neue Erkenntnisräume.

Lebensweltanalyse rekonstruiert die Binnensicht der Handelnden in unterschiedlichen lokalen Milieus, «Sinnprovinzen» und Sonderwelten, um von daher zu einem besseren Verständnis der Beteiligten und ihrer Lebenswelt(en) insgesamt zu gelangen *(→ 3.8)*. Deren Erforschung zeigt dabei nicht nur die Vielfalt moderner Lebensformen. In ihrer methodischen Perspektive künstlicher Verfremdung des Gewohnten und scheinbar Bekannten öffnet sie als Rückspiegelung die Aussicht auf allgemeine Prinzipien und Prozesse der sozialen Konstruktion von Lebenswelten. Die interdisziplinär zwischen Soziologie, Ethnographie, Medien-, Kultur- und Literaturwissenschaft angelegten Cultural Studies *(→ 3.9)* interessieren sich hier etwa für folgende Fragestellungen: Wie werden kulturelle Symbole und Traditionen im Kontext von sozialem Wandel, unter spezifischen

Machtverhältnissen und bei sozialen Konflikten von den Beteiligten genutzt und verändert? Wie weit werden die Akteure in ihrem Handeln dabei von den Traditionen, Moden und Ungleichzeitigkeiten der (populären) Kultur geprägt, die sie zugleich verändern?

Theoretische Perspektiven der qualitativen Forschung haben auch Eingang in die moderne Geschlechterforschung gefunden *(→ 3.10)*. Hier geht es sowohl um die Prozesse der sozialen Konstruktion von Geschlecht/Gender als auch um eine qualitative Analyse von Kommunikation und Interaktion innerhalb der Geschlechter und zwischen ihnen. Eine besondere theoretische Herausforderung liegt dann z. B. darin, Interaktionsanalysen als Ausdruck der gesellschaftlich ungleichen Geschlechterordnung(en) zu analysieren.

Organisationsanalyse und -entwicklung *(→ 3.11)* und Evaluationsforschung *(→ 3.12)* stehen beispielhaft für zwei zentrale Anwendungsbereiche qualitativer Forschung. Theoretisch sind sie interessant, weil bei der Anwendung qualitativer Verfahren in der Organisationsentwicklung und bei der Evaluation förderliche und hinderliche Mechanismen bei der Veränderung und Neudefinition sozialer Konstruktionen sichtbar werden. Damit vermittelt qualitative Forschung Einblicke in die Mikrostrukturen sozialen Wandels und seiner Voraussetzungen.

Ronald Hitzler und Thomas S. Eberle

3.1 Phänomenologische Lebensweltanalyse

1. Die Idee einer Phänomenologie der Lebenswelt
2. Von der Sinnkonstitution zum Fremdverstehen
3. Zur soziologischen Relevanz der Lebensweltanalyse

1. Die Idee einer Phänomenologie der Lebenswelt

Die wesentlich von Thomas Luckmann aus den USA ‹re-importierte› Variante der von Alfred Schütz im Anschluss an Edmund Husserl entwickelten Mundanphänomenologie bildet heute unbestreitbar eine der zentralen Hintergrundtheorien der qualitativen Forschung

(vgl. dazu bereits Brauner 1978). Zentrales Thema der Mundanphänomenologie ist die Rekonstruktion der formalen Strukturen der Lebenswelt.

Den wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund für die Zuwendung zur Lebenswelt bildet Husserls Diagnose (1969) über die entscheidende Ursache der ‹Krisis der Europäischen Wissenschaften›, die er darin gesehen hat, dass ihre Protagonisten ‹vergessen› hatten (bzw. haben), dass alle Wissenschaft in der Lebenswelt gründet. Das lebensweltliche Apriori der Wissenschaften aufzuklären war für Husserl dementsprechend der Weg, um die ‹Krise› der Wissenschaften zu beheben. Denn wenn das ‹Sinnfundament› der Lebenswelt (wieder) freigelegt ist, dann werden, so Husserl, die wissenschaftlichen Idealisierungen nicht mehr reifiziert, und die Wissenschaften können zu einem ‹adäquaten› methodologischen Selbstverständnis gelangen.

Lebenswelt im Sinne Husserls ist die ursprüngliche Sphäre, der selbstverständliche, unbefragte Boden sowohl jeglichen alltäglichen Handelns und Denkens als auch jeden wissenschaftlichen Theoretisierens und Philosophierens (vgl. dazu auch Welz 1996). In ihren konkreten Ausformungen existiert sie in milliardenfacher Vielfalt als einzig wirkliche Welt jeder einzelnen Person, jedes «Egos». Diese Variationen bauen sich auf aus allgemeinen, unwandelbaren Grundstrukturen, dem ‹Reich ursprünglicher Evidenzen›.

Alfred Schütz hat diese Idee Husserls aufgenommen und versucht, die allgemeinsten Wesensmerkmale der Lebenswelt – im Hinblick auf die besondere Problemstellung der Sozial- gegenüber den Naturwissenschaften – zu erkunden (vgl. Schütz & Luckmann 1979, 1984). Allgemeines Ziel der an den erkenntnistheoretischen Problemen der Sozialwissenschaften orientierten Lebensweltanalyse ist somit die Analyse des Sinn-Verstehens mittels einer formalen Beschreibung invarianter Grundstrukturen der Sinnkonstitution *im subjektiven Bewusstsein des Handelnden.*

Im Gegensatz zum üblichen objektivistischen und induktiven Wissenschaftsverständnis geht die Phänomenologie von den Erfahrungen des Einzelnen aus und bearbeitet diese in reflexiver Form. Mithin ist die Mundanphänomenologie von Schütz und in der Nachfolge von Schütz im strengen Sinn kein soziologischer Ansatz, sondern eine *proto*-soziologische Unternehmung, die der eigentlichen soziologischen Arbeit zugrunde liegt (vgl. dazu Luckmann

1993, Knoblauch 1996a sowie Hitzler & Honer 1984). Das heißt, es geht um die *epistemologische* Klärung des lebensweltlichen ‹Fundaments›, das zum einen den Referenzpunkt, zum anderen die implizite Grundlage sozialwissenschaftlicher Forschungsbemühungen darstellt.

Gleichwohl verfahren sowohl ‹normale› Wissenschaften als auch Mundanphänomenologie – jedenfalls im weiteren Sinn – *empirisch* (vgl. Luckmann 1979). Allerdings besteht das spezifisch ‹Andere› an *phänomenologischer* Empirie darin, dass hierbei der Forscher ansetzt bei seinen eigenen, subjektiven Erfahrungen. Was immer dann an phänomenologischen ‹Operationen› auf welches Erkenntnisinteresse hin auch vollzogen wird, die alleinige, weil allein evidente Datenbasis sind (und bleiben) die eigenen, subjektiven Erfahrungen. Auf der Basis dieser ‹besonderen› Art von Daten dringt der Phänomenologe auf dem Wege kontrollierter Abstraktionen zu den fundierenden Schichten von Bewusstseinsprozessen vor und deckt die universalen Strukturen subjektiver Konstitutionsleistungen auf *(→ 3.8)*.

Schütz analysiert die Lebenswelt aber nicht nur im Hinblick darauf, wie sie im subjektiven Bewusstsein sinnhaft konstituiert wird; er begreift sie auch als durch die Wirkhandlungen der Menschen *produziert* (vgl. dazu vor allem Srubar 1988). Daraus wiederum ‹erklärt› sich die hochgradige Anschlussfähigkeit der phänomenologischen Lebensweltanalyse an vielfältige Problemstellungen der interpretativen Soziologie generell und zur theoretischen Perspektive des amerikanischen Pragmatismus im Speziellen (vgl. insbesondere die Aufsätze von Schütz 1971 und 1972).

2. Von der Sinnkonstitution zum Fremdverstehen

Schütz arbeitete zeitlebens am Problem einer sicheren philosophischen Grundlegung der Verstehenden Soziologie. Als Ausgangspunkt wählte er Max Webers Definition der Soziologie als einer «Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will» (Weber 1972, S. 1). Verstanden werden soll gemäß Weber der «subjektiv gemeinte Sinn», den die Handelnden mit ihrem Handeln verbinden. Folgerichtig erkennt Schütz das Hauptproblem einer methodologischen Grundlegung der Sozialwissenschaften darin, den

Sinnsetzungs- und Sinndeutungsprozess sowie die stufenweise Konstitution menschlichen Wissens zu analysieren. Mit anderen Worten: Mundanphänomenologie als Methode ist ‹Konstitutionsanalyse›. Sämtliche Sinngebilde sind, so die Grundthese von Schütz (1960/1974, S. 19), «weiter auflösbar in Sinnsetzungs- und Verstehensprozesse von Handelnden in der Sozialwelt». Soziale Phänomene aus den Handlungen der beteiligten Individuen zu erklären, muss daher heißen, auf den subjektiven Sinn zu rekurrieren, den diese Handlungen für die Handelnden selbst haben.

Bei dieser Rekonstruktion baut Schütz auf der transzendentalen Phänomenologie von Edmund Husserl auf: Der Sinn von Erfahrungen wird durch Bewusstseinsakte bestimmt. Ein Sinn-Zusammenhang entsteht dadurch, dass (Einzel-)Erfahrungen durch Synthesen höherer Ordnung zu einer Einheit zusammengefügt werden. Der Gesamtzusammenhang der Erfahrung bildet dann den Inbegriff aller subjektiven Sinnzusammenhänge, und der spezifische Sinn einer Erfahrung ergibt sich aus der Einordnung derselben in diesen Gesamtzusammenhang der Erfahrung.

Handlungen sind Erfahrungen besonderer Art: Ihr Sinn konstituiert sich durch den das Ergebnis Handlung vorwegnehmenden Entwurf. Deshalb hält Schütz Handeln und Handlung auch strikt auseinander: Der Sinn des Handelns bestimmt sich durch den Sinn der vorentworfenen Handlung. Das Handlungsziel ist das Um-zu-Motiv der Handlung, der Anlass bzw. die Gründe für den Handlungsentwurf bilden die Weil-Motive. Webers «subjektiv gemeinter Sinn» ist, so gesehen, nichts anderes als eine Selbstauslegung des eigenen Handlungsentwurfs durch den Handelnden. Diese Selbstauslegung erfolgt stets von einem «Jetzt und So», bleibt also notwendig ‹relativ›: Die Sinndeutungen variieren, und zwar je nach dem Zeitpunkt, zu dem sie erfolgen, und je nach dem momentanen, situativen Interesse an der Auslegung sowie je nach dem biographiespezifischen, durch Typisierungs- und Relevanzstrukturen geprägten Wissensvorrat, welcher der Auslegung zugrunde liegt.

Zur *Analyse* des Fremdverstehens verlässt Schütz die Ebene der transzendentalen Phänomenologie: Mit der (alltäglichen) «Generalthesis des Alter Ego» setzt er die Existenz von Mitmenschen voraus und analysiert das Fremdverstehen im Rahmen der quasi-natürlichen Einstellung. Seine Grundfrage lautet: Wie können andere Menschen verstanden werden, wenn kein direkter Zugang zu ihrem Bewusstsein möglich ist? Seine Analyse zeigt, dass das Alter Ego nur «signitiv», also über Zeichen und Anzeichen vermittelt, verstanden werden kann. Der Verstehensakt besteht daher stets in einer Selbstauslegung des Deutenden auf der Basis seines biographisch bestimmten Wissensvorrats und ausgerichtet an seinem situativen Relevanzsystem. Infolgedessen sind dem Deutenden stets nur fragmentarische Ausschnitte des fremden subjektiven Sinnzusammenhangs zugänglich. Jede Sinndeutung kann daher nicht mehr sein als ein Näherungswert. Dessen Qualität hängt vom Ausmaß der Vertrautheit mit und der ‹Gegenwärtigkeit› des jeweiligen Alter Ego im Bewusstsein der verstehenden Person ab.

Anders als die (transzendentale) Phänomenologie müssen die Sozialwissenschaften somit notwendig die sinnhafte Vorkonstituiertheit der sozialen Welt methodologisch in Rechnung stellen. Das heißt, sozialwissenschaftliche Theorien und Modelle sind Konstruktionen ‹zweiter Ordnung›, die auf den alltagsweltlichen Konstruktionen ‹erster Ordnung› basieren (müssen). Schütz formuliert dies in Form von zwei methodologischen Postulaten: dem Postulat der subjektiven Interpretation und dem Postulat der Adäquanz.

Das *Postulat der subjektiven Interpretation* verlangt von sozialwissenschaftlichen Erklärungen, auf den subjektiven Handlungssinn zu rekurrieren. Theoriebautechnisch heißt dies, dass aufgrund typischer Muster eines beobachteten Handlungsablaufs ein Modell eines Handelnden konstruiert wird, dem ein Bewusstsein mit typischen Um-zu- und Weil-Motiven zugeordnet wird. Das *Postulat der Adäquanz* verlangt, dass die Konstruktionen des Sozialwissenschaftlers mit den Konstruktionen der Alltagshandelnden konsistent zu sein haben. Sie müssen also verständlich sein und ein Handeln zutreffend erklären. Vollständige Adäquanz liegt dann vor, wenn die konkrete Sinnorientierung von Akteuren zutreffend erfasst ist. Damit erklären wir die subjektive Perspektive des einzelnen Akteurs zum tatsächlich *letzten* Bezugspunkt für sozialwissenschaftliche Analysen, denn «das Festhalten an der subjektiven Perspektive» bietet, so Schütz (in Schütz & Parsons 1977, S. 65 f.), «die einzige, freilich auch hinreichende Garantie dafür, dass die soziale Wirklichkeit nicht durch eine fiktive, nicht existierende Welt ersetzt wird, die irgendein wissenschaftlicher Beobachter konstruiert hat».

Wie Schütz gezeigt hat, kann die Perspektive eines *anderen* Akteurs aber eben nur annäherungsweise erfasst werden. Vollständige

Adäquanz bleibt daher ein unerreichbares Ideal verstehender Sozialwissenschaften.

3. Zur soziologischen Relevanz der Lebensweltanalyse

Begreift man die phänomenologische Lebensweltanalyse als sowohl *proto-* als auch *para*soziologische Erkenntnistheorie, dann erscheint sie als unmittelbar relevant für jegliche Soziologie, die darauf basiert, dass unser *Erleben*, und nicht ein ‹objektiver› Sachverhalt, entscheidend ist für unsere Situationsdefinitionen: Wir sind, wie Schütz (1971, S. 232) schreibt, «Aktivitätszentren» unserer jeweiligen Situationen und damit auch je subjektiv definitionsmächtig – und im Verhältnis zueinander changierend zwischen hochgradiger Übereinkunft und krassem Gegensatz.

Wenn unsere Alltagswelt demnach nicht einfach aus ‹brute facts›, sondern aus – mannigfaltigen – Bedeutungen besteht, dann geht es (auch) *soziologisch* wesentlich darum, rekonstruierend zu verstehen, wie Bedeutungen entstehen und fortbestehen, wann und warum sie ‹objektiv› genannt werden können und wie sich Menschen die gesellschaftlich ‹objektivierten› Bedeutungen wiederum deutend aneignen, daraus, wie aus einem Steinbruch, ihre je ‹subjektiven› Sinnhaftigkeiten herausbrechen und dadurch wiederum an der Konstruktion der ‹objektiven Wirklichkeit› mitwirken (vgl. dazu Berger & Luckmann 1969; auch Hitzler 1988). Das erfahrungswissenschaftliche Programm der Phänomenologie zielt forschungspraktisch somit auf die *systematische Rekonstruktion multipler Erfahrungsqualitäten (→ 3.8)*.

Die Lebenswelt ist demnach also keineswegs ein *marginales* Thema der Sozialwissenschaften, sondern deren systematisches Kernproblem: Da Erleben, Erfahren, Handeln eine ursprüngliche, nur dem erlebenden, erfahrenden, handelnden Subjekt selber ‹wirklich› zugängliche Sphäre ist, sind sog. objektive Faktizitäten nur als subjektive Bewusstseinsgegebenheiten überhaupt empirisch evident. Natürlich kann dieses Erleben gegenüber einem als ‹objektiv› definierten Sachverhalt ‹täuschen›. Trotzdem bestimmt es sozusagen ‹objektiv› unser Handeln. Denn nicht nur ist unser Bewusstsein notwendigerweise intentional (‹von etwas›), die Korrelate dieser Intentionalität sind auch – zumindest in der alltäglichen Erfahrung – sinnhaft (vgl. hierzu Schütz 1960/1974).

Weil die Lebenswelt grundsätzlich zu jedem Zeitpunkt weit mehr Erfahrungsmöglichkeiten eröffnet, als ein Einzelner tatsächlich thematisch fokussieren kann, wählt er ständig und zwangsläufig unter den ihm jederzeit prinzipiell möglichen Erfahrungen aus (vgl. dazu Esser 1996). Dass folglich unser Erleben und Handeln stets das Ergebnis von Auswahlvorgängen ist, wird uns aber im Allgemeinen nicht zum Thema, weil wir unentwegt damit beschäftigt sind, unser tatsächliches Erleben sinnhaft zu vervollständigen bzw. jede je ausgewählte Wahrnehmung gestalthaft zu komplettieren. Das heißt, im Rekurs auf die Sinnhaftigkeit von Erfahrungen differenzieren wir, entsprechend unseren je subjektiven Relevanzen, zwischen Wichtigem und Unwichtigem, zwischen Beliebigem und Nichtbeliebigem.

Diese Sinnhaftigkeit kann ausgesprochen situationsspezifisch und kurzlebig, sie kann aber auch (fast) völlig situationsunabhängig und dauerhaft sein; sie kann rein subjektiv, sie kann aber auch (in einem jeweils zu bestimmenden Ausmaß) sozial ‹gelten›. Denn natürlich lebt jeder Mensch in seiner eigenen Lebenswelt als dem Insgesamt seines konkreten Erfahrungsraums. Aber alle Konkretionen lebensweltlicher Strukturen sind auch intersubjektiv geprägt. Wir verfügen zur Bewältigung unseres normalen Alltagslebens also über eine große Anzahl gemeinsam geteilter Deutungsschemata, unsere je subjektiven Relevanzsysteme überschneiden sich vielfach.

Gemeinsame Überzeugungen erst ermöglichen und bestimmen unser Alltagsleben, das immer ein *Zusammenleben* ist. In gewisser Weise ‹teilt› das Subjekt seine je konkrete Lebenswelt mit anderen. Genauer gesagt: Die Korrelate seines Erlebens entsprechen den Korrelaten des Erlebens anderer in typisierbarer Weise. Damit können sich von verschiedenen Subjekten geteilte und das heißt intersubjektiv gültige Deutungsschemata herausbilden, die mit den je individuellen, biographisch bedingten Sinnstrukturen mehr oder weniger stark korrelieren. Anders ausgedrückt: Menschliche Sozial-Praxis ist – unumgänglich – eine *interpretative*, eine Zeichen und Symbole deutende, wesentlich *kommunikative* Praxis (vgl. dazu Luckmann 1986, 1989).

In diesem Sinn begreift z. B. Werner Marx (1987) die Lebenswelt als eine Pluralität von teils klar konturierten, teils unbestimmten, zweckhaften Sonderwelten. Marx argumentiert, Husserl unterscheide die Lebenswelt von den Sonderwelten dadurch, dass Erstere vor-

gegeben und nicht absichtsvoll konstituiert sei, während Letztere auf Zwecke ausgerichtet seien (z. B. Welt des Berufstätigen, des Familienmitglieds, des Bürgers usw.). Jede aktuelle Erfahrung, jede gegenwärtige Welt hat, so Marx (1987, S. 129), «den Gehalt einer Sonderwelt».

Hitzler und Honer (z. B. 1984, 1988, 1991) präferieren, im Anschluss an Benita Luckmann (1970), aus verschiedenen Gründen zwar den Begriff «kleine soziale Lebenswelten», meinen aber grosso modo das gleiche Phänomen: Eine kleine soziale Lebenswelt oder Sonderwelt ist ein in sich strukturiertes *Fragment* der Lebenswelt, innerhalb dessen Erfahrungen in Relation zu einem speziellen, verbindlich bereitgestellten intersubjektiven Wissensvorrat statthaben. Eine kleine soziale Lebenswelt ist das Korrelat des subjektiven Erlebens der Wirklichkeit in einer Teil- bzw. Teilzeitkultur. ‹Klein› ist eine solche Welt also nicht etwa deshalb, weil sie grundsätzlich nur kleine Räume beträfe oder nur aus wenigen Mitgliedern bestünde. Als ‹klein› bezeichnet wird eine kleine soziale Lebenswelt vielmehr deshalb, weil in ihr die Komplexität *möglicher* Relevanzen reduziert ist auf ein *bestimmtes* Relevanzsystem. ‹Sozial› wird eine kleine soziale Lebenswelt deshalb genannt, weil dieses Relevanzsystem intersubjektiv verbindlich ist für gelingende Partizipationen. Empirische Beispiele für Analysen kleiner sozialer Lebenswelten finden sich bei Knoblauch (z. B. 1988, 1997), Honer (z. B. 1994b), Hitzler (z. B. 1993), Hitzler & Pfadenhauer (1998) und Soeffner (z. B. 1992).

Während prinzipiell also jedem Menschen tatsächlich seine eigene, einmalige Lebenswelt gegeben ist, erscheinen empirisch gesehen die je subjektiven Lebenswelten nur relativ originell, denn die Menschen greifen bei ihrer Orientierung in ihrer Welt typischerweise auf soziohistorisch ‹gültige› Deutungsschemata und Handlungskonzepte zurück.

Insbesondere in modernen Gesellschaften sind kleine soziale Lebenswelten mithin die subjektiven Entsprechungen sozial mannigfaltig differenzierter, kultureller Objektivationen der Wirklichkeit, wie sie sich z. B. in divergenten Sprach- und Sprechmilieus manifestieren (vgl. dazu Luckmann 1989; Knoblauch 1995, 1996b). Daraus resultiert vor allem, dass die Relevanzstrukturen verschiedener Gesellschaftsmitglieder nur noch sehr bedingt und ‹vorläufig› die gleichen sind. Hinzu kommt, dass sich im Zusammenhang mit der fortschreitenden Arbeitsteilung die Proportionen der allgemein bekannten Bedeutungen und die der jeweils ‹nur› von Experten gewussten Sachverhalte zueinander verschieben: Die Sonderwissensbestände nehmen zu, werden immer stärker spezialisiert und entfernen sich zunehmend vom Allgemeinwissen (vgl. dazu auch Hitzler, Honer & Maeder 1994). Daraus folgt, dass sich die Zusammenhänge auflösen zwischen dem, was jedermann weiß, und dem, was eben nur relativ wenige wissen. Wenn nun aber, wie Schütz & Luckmann (1979, S. 378) schreiben, «im Grenzfall, der Bereich des gemeinsamen Wissens und der gemeinsamen Relevanzen unter einen kritischen Punkt zusammenschrumpft, ist Kommunikation innerhalb der Gesellschaft kaum noch möglich. Es bilden sich ‹Gesellschaften innerhalb der Gesellschaft› heraus».

Dies wiederum ist eine für die immer wieder postulierte Notwendigkeit einer ethnologischen Gesinnung des Soziologen gegenüber der eigenen Kultur (vgl. dazu z. B. Hirschauer & Amann 1997) ausgesprochen bedeutsame Erkenntnis; denn sie besagt, dass unter solchen Bedingungen für jede Gruppierung, für jedes Kollektiv, auch innerhalb einer Gesellschaft, andere Arten von Wissen und vor allem andere Hierarchien von Wissensarten relevant sind bzw. zumindest relevant sein können.[1] Und indem somit die mannigfaltigen Lebenswelten und kleinen sozialen Lebenswelten anderer Menschen zum Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses werden, wird das Problem, inwieweit und wie es gelingen kann, die Welt mit den Augen dieser anderen Menschen zu sehen (vgl. hierzu Plessner 1983), den je subjektiv gemeinten Sinn *ihrer* Erfahrungen zu rekonstruieren, nicht mehr ‹nur› methodologisch, sondern auch und insbesondere *methodisch* virulent.

Mit der *Methodik* empirischer Sozialforschung hat sich Schütz selber allerdings nie beschäftigt. Derlei Implikationen der Lebensweltanalyse zeigen sich aber schon früh in den Arbeiten vor allem von Harold Garfinkel (1967a; → *2.3*) und Aaron V. Cicourel (1970). In Deutschland wird die Schütz'sche ‹Matrix› vor allem für die systematische Analyse des Zustandekommens sozialwissenschaftlicher Daten (vgl. z. B. Luckmann & Gross 1977), für die Analyse kommunikativer Gattungen *(→ 5.18)*, zur Explikation hermeneutischer Rekonstruktionsverfahren *(→ 3.5; → 5.16)* sowie zur Begründung ethnographischer Soziologie *(→ 3.8)* genutzt.

Vor dem Hintergrund der vorausgegangenen Ausführungen wird zunehmend offenkundig, dass der epistemologisch relevante Ant-

agonismus in der Sozialforschung nicht zwischen qualitativen und quantitativen und auch nicht zwischen standardisierten und nichtstandardisierten Untersuchungen besteht, sondern zwischen hermeneutischen und szientistischen Methodologien und Methodiken (vgl. Eberle 1999b).

Anmerkung

1 Demgegenüber setzt das Testen von Hypothesen im Rahmen des deduktiv-nomologischen Erklärungsmodells – sozusagen implizit – voraus, dass Menschen unter gleichen Bedingungen gleich handeln. In Gesellschaften mit vorwiegend traditionaler Orientierung ist dies zwar oft der Fall, in modernen Gesellschaften jedoch lediglich im Bereich von Routinehandlungen. Je mehr moderne Gesellschaften durch Enttraditionalisierung, Optionensteigerung und Individualisierung geprägt sind (Gross 1994, 1999) und je öfter die Akteure ihre Situationen um- oder neu interpretieren, desto kontingenter wird ihr Wissen und Handeln, desto mehr verkümmert die Prognosefähigkeit der Wenn-dann-Aussagen und umso dringlicher werden explorativ-interpretative Forschungsdesigns (vgl. dazu auch Hitzler 1997, 1999b).

Weiterführende Literatur

Honer, A. (1993). Lebensweltliche Ethnographie. Wiesbaden: Deutscher Universitäts Verlag.

Knoblauch, H. (1995). Kommunikationskultur. Berlin, New York: de Gruyter.

Schütz, A. & Luckmann, Th. (1979 & 1984). Strukturen der Lebenswelt. Band 1 und Band 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Jörg R. Bergmann

3.2 Ethnomethodologie

1. Wissenschaftsgeschichtlicher Hintergrund
2. Das Wirklichkeitsmodell der Ethnomethodologie
3. Zentrale Konzepte und programmatische Aussagen
4. Entwicklungen und Perspektiven: die «Studies of Work»
5. Kritische Einschätzung und Ausblick

1. Wissenschaftsgeschichtlicher Hintergrund

Ethnomethodologie (= EM) bezeichnet einen soziologischen Untersuchungsansatz, der soziale Ordnung bis in die Verästelungen alltäglicher Situationen hinein als eine methodisch generierte Hervorbringung der Mitglieder einer Gesellschaft versteht und dessen Ziel es ist, die Prinzipien und Mechanismen zu bestimmen, mittels deren die Handelnden in ihrem Handeln die sinnhafte Strukturierung und Ordnung dessen herstellen, was um sie vorgeht und was sie in der sozialen Interaktion mit anderen selbst äußern und tun.

Name und Programmatik der EM gehen auf Harold Garfinkel (1967a) zurück, der sich in den 50er und 60er Jahren in Auseinandersetzung mit dem Werk Talcott Parsons' (1937) und Alfred Schütz' (1974) der alten und für das Fach Soziologie zentralen Frage zuwandte, wie soziale Ordnung möglich ist (Hilbert 1992). Im Strukturfunktionalismus von Talcott Parsons wurde das Problem der sozialen Ordnung durch den Rekurs auf einen normativen Konsens als gelöst betrachtet; im Vorhandensein gesellschaftlich gleichförmig internalisierter kultureller Wertsysteme sah man die Lösung des Problems sozialer Ordnung garantiert. Dagegen sperrte sich Harold Garfinkel mit dem Argument, dass zwischen den immer nur allgemein formulierbaren Regeln und Werten einerseits, der unvermeidlich partikularen Situation des aktuellen Handelns andererseits ein erkenntnistheoretischer Hiatus liegt (Heritage 1984, 1987). Allgemeine Regeln, so Garfinkel, müssen notwendigerweise in das aktuelle Interaktionsgeschehen hinein vermittelt, sie müssen situiert werden, damit sie handlungsrelevant werden. Diese Vermittlung aber müssen die Handelnden durch die Interpretation der Regeln wie der Situation erreichen; nur durch Sinnzuschreibung und Deutung lassen sich Regeln, Werte und Situation stimmig aufeinander beziehen.

Bei der Prägung des Begriffs EM lehnte sich Garfinkel (1974) an das in der nordamerikanischen Kulturanthropologie entwickelte Konzept der «ethnoscience» an. Die Forschungsrichtung der «ethnoscience», die später in den Ansatz einer «kognitiven Anthropologie» einging (D'Andrade 1995), beschäftigt sich mit «der Ordnung der Dinge in den Köpfen der Leute» (Goodenough 1964). Ihr Ziel ist es, mit Hilfe besonderer Techniken der semantischen Analyse aus dem in einer Sprachgemeinschaft benutzten Vokabular einzelne kulturelle Orientierungsschemata zu bestimmen. So bezeichnet etwa

DOZENTENEXEMPLAR

rowohlts en
Herausge

Uwe Flick, Ernst von Kardorff,
Ines Steinke (Hg.)

Qualitative Forschung

Ein Handbuch

FHS
HOCHSCHULE FÜR TECHNIK, WIRTSCHAFT
UND SOZIALE ARBEIT ST.GALLEN

SOZIALE ARBEIT

rowohlts enzyklopädie
im Rowohlt Taschenbuch Verlag

ro
ro
ro

Über die Herausgeber

Uwe Flick, Prof. Dr. phil., geboren 1956 in Heidelberg, Studium der Psychologie und Soziologie in München und Berlin. Professor für Methoden der Empirischen Pflegeforschung an der Alice Salomon Fachhochschule Berlin und Privatdozent an der Technischen Universität Berlin, Institut für Sozialwissenschaften. Forschung und Lehre zu Qualitativen Methoden, Technischem Wandel im Alltag, Alltagswissen, individuelle und öffentliche Gesundheit.

Veröffentlichungen: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung (re 546, 1995); An Introduction to Qualitative Research (London, Delhi, Thousand Oaks, 1998); Handbuch Qualitative Sozialforschung (hg. zusammen mit E. v. Kardorff, H. Keupp, L. v. Rosenstiel, S. Wolff, München 1991/1995); Psychologie des Sozialen. Repräsentationen in Wissen und Sprache (Hg., re 536; Cambridge, New York 1998); Wann fühlen wir uns gesund? Subjektive Vorstellungen über Gesundheit und Krankheit (Hg., Weinheim 1998).

Ernst von Kardorff, Prof. Dr. phil., geboren 1950 in Traunstein, Studium der Soziologie und Psychologie in München. Professor für Soziologie am Institut für Rehabilitationswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin. Forschung und Lehre zu Bewältigung chronischer Krankheit, Angehörige in der Rehabilitation, Altenhilfe, sozialpsychiatrische Versorgung, Selbsthilfe und Qualitative Forschung in der Rehabilitation.

Veröffentlichungen: Handbuch Qualitative Sozialforschung (hg. zusammen mit U. Flick, H. Keupp, L. v. Rosenstiel, S. Wolff, München 1991/1995); Modernisierung statt Reform. Gemeindepsychiatrie in der Krise des Sozialstaats (zusammen mit W. Bonß und B. Riedmüller, Frankfurt/M. 1985); Verwirrte alte Menschen (zusammen mit M. Heinemann-Knoch und M. Klein-Lange, Köln 1994); Qualitative Forschung in der Rehabilitation. In: U. Koch, J. Bengel (Hg.), Handbuch der Rehabilitationswissenschaften (Berlin, Heidelberg, New York 2000).

Ines Steinke, Dr. phil., geboren 1965 in Bischofswerda, Studium der Psychologie in Leipzig. Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt «Qualitative Methodenberatung» des Norddeutschen Forschungsverbundes Public Health an der Medizinischen Hochschule Hannover, Abt. Sozialmedizin. Arbeitsschwerpunkte sind qualitative Methoden, Jugendforschung und Geschichte der Psychologie.

Veröffentlichungen: Kriterien für die Bewertung qualitativer Forschung (München, Weinheim 1999); Rekonstruktion und Geltung. Bewertungskriterien qualitativer Forschung. In: K. Kraimer (Hg.), Die Fallrekonstruktion – Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung (Frankfurt/M. 2000).

rowohlts enzyklopädie
Herausgegeben von Burghard König

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag
GmbH, Reinbek bei Hamburg, Oktober 2000
Copyright © 2000 by Rowohlt Taschenbuch
Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung Jens Kreitmeyer
Satz aus der Sabon und Syntax PostScript (PageMaker),
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3 499 55628 6

Die Schreibweise entspricht den Regeln
der neuen Rechtschreibung.

Inhalt

Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke
Vorwort *11*

Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke
1. Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick *13*

2. Wie qualitative Forschung gemacht wird – paradigmatische Forschungsstile *30*

2.0 Einleitung *30*

Bruno Hildenbrand
2.1 Anselm Strauss *32*

Herbert Willems
2.2 Erving Goffmans Forschungsstil *42*

Jörg R. Bergmann
2.3 Harold Garfinkel und Harvey Sacks *51*

Rolf Lindner
2.4 Paul Willis und das Centre for Contemporary Cultural Studies *63*

Maya Nadig und Johannes Reichmayr
2.5 Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy *72*

Stephan Wolff
2.6 Clifford Geertz *84*

Yvonna S. Lincoln
2.7 Norman K. Denzin – ein Leben in Bewegung *96*

3. Theorie qualitativer Forschung *106*

3.0 Einleitung *106*

Ronald Hitzler und Thomas S. Eberle
3.1 Phänomenologische Lebensweltanalyse *109*

Jörg R. Bergmann
3.2 Ethnomethodologie *118*

Norman K. Denzin
3.3 Symbolischer Interaktionismus *136*

Uwe Flick
3.4 Konstruktivismus *150*

Hans-Georg Soeffner
3.5 Sozialwissenschaftliche Hermeneutik *164*

Winfried Marotzki
3.6 Qualitative Biographieforschung *175*

Heinz Bude
3.7 Qualitative Generationsforschung *187*

Anne Honer
3.8 Lebensweltanalyse in der Ethnographie *194*

Rainer Winter
3.9 Cultural Studies *204*

Regine Gildemeister
3.10 Geschlechterforschung (gender studies) *213*

Lutz von Rosenstiel
3.11 Organisationsanalyse *224*

Ernst von Kardorff
3.12 Qualitative Evaluationsforschung *238*

4. Methodologie qualitativer Forschung *251*

4.0 Einleitung *251*

Uwe Flick
4.1 Design und Prozess qualitativer Forschung *252*

Werner Meinefeld
4.2 Hypothesen und Vorwissen in der qualitativen Sozialforschung *265*

Jo Reichertz
4.3 Abduktion, Deduktion und Induktion in der qualitativen Forschung *276*

Hans Merkens
4.4 Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion *286*

Udo Kelle und Christian Erzberger
4.5 Qualitative und quantitative Methoden: kein Gegensatz *299*

Uwe Flick
4.6 Triangulation in der qualitativen Forschung *309*

Ines Steinke
4.7 Gütekriterien qualitativer Forschung *319*

5. Qualitative Methoden und Forschungspraxis *332*

5.0 Einleitung *332*

Stephan Wolff
5.1 Wege ins Feld und ihre Varianten *334*

Christel Hopf
5.2 Qualitative Interviews – ein Überblick *349*

Harry Hermanns
5.3 Interviewen als Tätigkeit *360*

Ralf Bohnsack
5.4 Gruppendiskussion *369*

Christian Lüders
5.5 Beobachten im Feld und Ethnographie *384*

Douglas Harper
5.6 Fotografien als sozialwissenschaftliche Daten *402*

Norman K. Denzin
5.7 Reading Film – Filme und Videos als sozialwissenschaftliches Erfahrungsmaterial *416*

Jörg R. Bergmann und Christoph Meier
5.8 Elektronische Prozessdaten und ihre Analyse *429*

Sabine Kowal und Daniel C. O'Connell
5.9 Zur Transkription von Gesprächen *437*

Christiane Schmidt
5.10 Analyse von Leitfadeninterviews *447*

Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-Rosenthal
5.11 Analyse narrativ-biographischer Interviews *456*

Philipp Mayring
5.12 Qualitative Inhaltsanalyse *468*

Andreas Böhm
5.13 Theoretisches Codieren:
Textanalyse in der Grounded Theory *475*

Udo Kelle
5.14 Computergestützte Analyse qualitativer Daten *485*

Stephan Wolff
5.15 Dokumenten- und Aktenanalyse *502*

Jo Reichertz
5.16 Objektive Hermeneutik und hermeneutische Wissenssoziologie *514*

Jörg R. Bergmann
5.17 Konversationsanalyse *524*

Hubert Knoblauch und Thomas Luckmann
5.18 Gattungsanalyse *538*

Ian Parker
5.19 Die diskursanalytische Methode *546*

Hans Dieter König
5.20 Tiefenhermeneutik *556*

Heinz Bude
5.21 Die Kunst der Interpretation *569*

Eduard Matt
5.22 Darstellung qualitativer Forschung *578*

6. Qualitative Forschung im Kontext *588*

6.0 Einleitung *588*

Christel Hopf
6.1 Forschungsethik und qualitative Forschung *589*

Uwe Flick und Martin Bauer
6.2 Qualitative Forschung lehren *600*

Ernst von Kardorff
6.3 Zur Verwendung qualitativer Forschung *615*

Hubert Knoblauch
6.4 Zukunft und Perspektiven qualitativer Forschung *623*

Christian Lüders
6.5 Herausforderungen qualitativer Forschung *632*

Alexandre Métraux
6.6 Verfahrenskunst, Methodeninnovation und Theoriebildung in der qualitativen Sozialforschung *643*

Heike Ohlbrecht

7. Serviceteil *653*

Literatur *672*

Über die Autoren *752*

Personenregister *756*

Sachregister *761*